

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 83 (2012)
Heft: 12: Familienbande : Angehörige in Pflege und Betreuung

Artikel: Was es bedeutet, eine Heimbiografie zu haben : "Es gibt im Leben viele Sachen, die es im Heim einfach nicht gibt"
Autor: Frick, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was es bedeutet, eine Heimbiografie zu haben

«Es gibt im Leben viele Sachen, die es im Heim einfach nicht gibt»

Der gelernte Sanitärinstallateur Thomas Frick ist 29 Jahre alt. Elf Jahre seines Lebens hat er in Kinder- und Jugendheimen gelebt. Für ein neues Buch hat er über sein bisheriges Leben nachgedacht. Er versucht zu verstehen, was warum so gelaufen ist, wie es gelaufen ist.

Von Thomas Frick

Wenn ein Kind in ein Heim will, ist das nicht schlimm. Wenn nicht, dann ist es schlimm. In meinem Fall wäre es sicher besser gewesen, wenn ich zu Hause hätte bleiben können. Ich frage mich, warum man meiner Mutter nicht geholfen hat, als sie überfordert war.

Mein Vater war Alkoholiker, wobei ich mich nicht daran erinnern kann. Offenbar war er gewaltbereit. Er soll meine Mutter auch geschlagen haben, als sie schwanger war. Ich selber habe ihn als super Vater erlebt. Ausser dass er unzuverlässig war, was natürlich damit zu tun hatte, dass er Alkoholiker war und sein Leben nicht so im Griff hatte. Einen Alkoholiker zu definieren, ist schwierig, aber mein Vater war selber im Heim aufgewachsen. Er kam mit achtzehn schon als Alkoholiker aus dem Heim. In den Augen meines Grossvaters hat der Staat seinen Sohn in den Tod getrieben. Mein Vater starb mit vierzig am Alkohol. Gelbsucht. Leberzirrhose. Ich war damals zwanzig.

Ich durfte meinen Vater nie richtig kennenlernen. Meine Eltern trennten sich, als ich drei war. Der Kontakt mit ihm wurde mir nach ihrer Trennung verwehrt. Von wem, ist nicht so klar. Es gab einen gerichtlichen Entscheid. Nachher sah ich meinen Vater nur noch an besonderen Tagen, zum Beispiel an Weih-

nachten. Aber das gab immer ein Theater. Ich erinnere mich an eine Situation, als er mich zusammen mit meinem Grossvater und meinen beiden Halbschwestern abholte. Ich war damals im Schulalter. Wir gingen essen, der Grossvater zahlte. Er war immer der Einzige, der ein bisschen Geld hatte. Mein Vater war Sozialhilfeempfänger. Es war mega schön, und ich wusste nicht, wann ich meinen Vater das nächste Mal wiedersehen würde. Ich wollte gar nicht mehr gehen und rief meine Mutter an. Sie wollte, dass ich sofort nach Hause komme. Mein Gross-

vater sagte: «Ach, weisst du was, ich setze mich jetzt durch: Wir bleiben noch ein bisschen. Ich übernehme die Verantwortung.» Meine Mutter hat dann total überreagiert und die Polizei gerufen.

Mein Grossvater spielt sicher eine Rolle in meinem Leben. Er starb 2011, hatte Krebs, nahm das aber ziemlich locker. Ich habe es einzig

ihm zu verdanken, dass ich ab und zu meinen Vater sehen konnte. Wenn meinem Vater der Führerausweis entzogen wurde, war er es, der sich als Taxi zur Verfügung stellte, um mich zu meinem Vater zu bringen. Als mein Vater klein war, wollte mein Grossvater ihn nach seiner Scheidung zu sich nehmen, kam vor Gericht aber nicht durch. Stattdessen verlor er ihn an ein Heim. Dabei hatte mein Grossvater eine abgeschlossene Lehre und eine eigene Firma. Jetzt musste er zuschauen, wie sein eigener Sohn wiederum seinen Sohn ans Heim verlor. Er war sehr hässig auf die Justiz und alles. Er hatte die Nase so voll, dass er – anders als ich – sich nicht sachlich mit der ganzen Geschichte befassen wollte.

Ein Heim ist immer eine absolute Notlösung. Heute ist ein Amt vorsichtiger. Es ist im Trend, andere Lösungen in Betracht zu ziehen. Die Öffentlichkeit interessiert sich mehr. Letztlich haben wir aber immer noch die gleiche Struktur wie früher, und

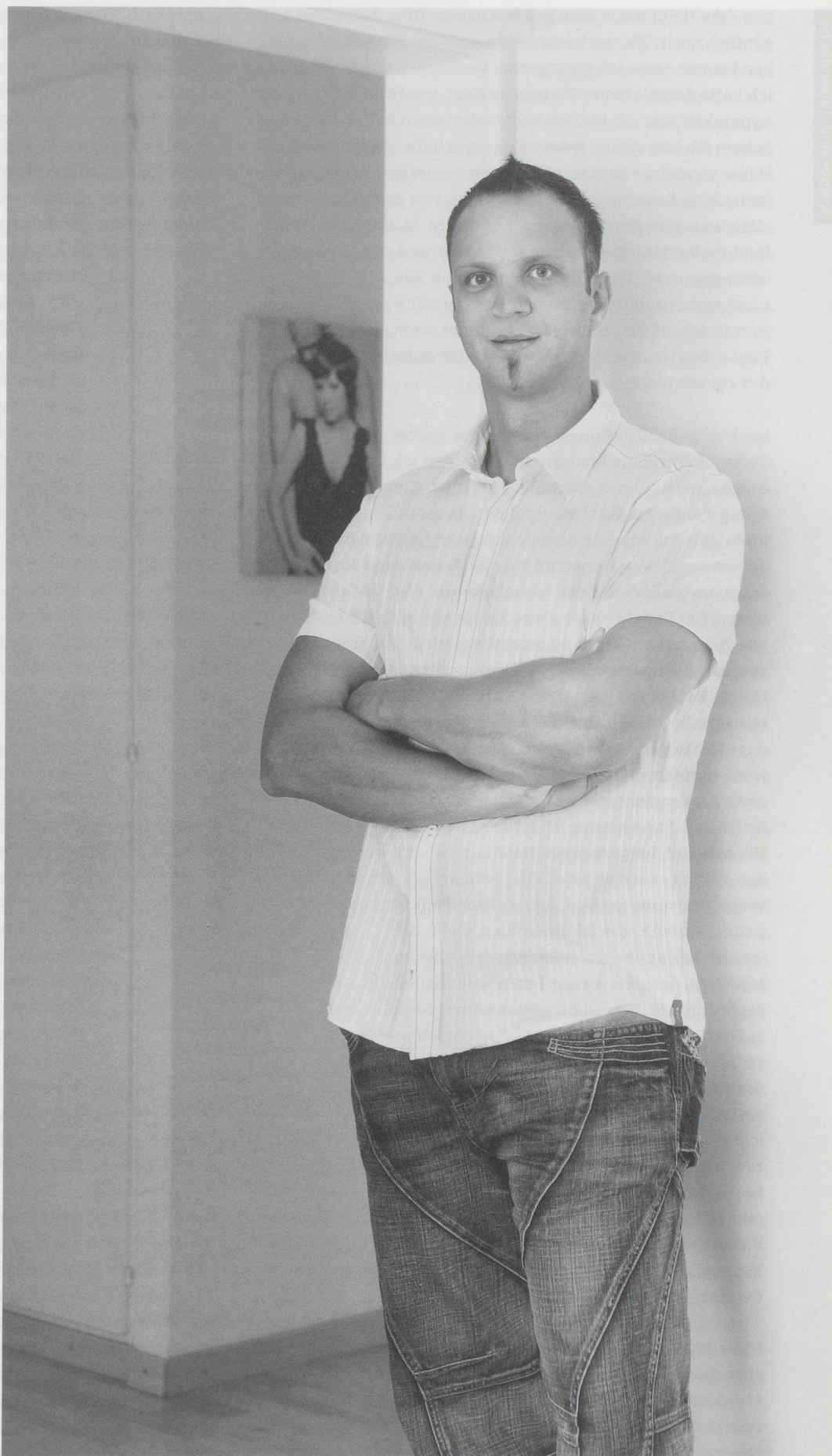
«Mein Vater war Alkoholiker. Er kam mit achtzehn schon als Alkoholiker aus dem Heim.»

der Ablauf ist der gleiche: Ein Kind fällt auf, weil es schulische Probleme oder keine Kollegen hat. Die Schulbehörde kommt auf die Eltern zu. Es gibt eine Riesentragödie. Alles dreht sich um das Kind, aber niemand sieht das eigentliche Problem – zum Beispiel eine Mutter, die zu Hause säuft.

Ich war in ziemlich vielen Kinderheimen. Das heisst, es kommt darauf an, was unter Kinderheim läuft. Es gibt Heime, die Institution genannt werden. Wohngruppen. Geschlossene. Ich erinnere mich an das alles nur verschwommen. Aber an meinem ersten Schultag war ich schon im Heim. Also in einer Pflegefamilie mit etwa zwölf Kindern und ausgebildetem Personal. Von dort aus ging ich in eine ganz normale Schule. Ich war mit einer Hasenscharte auf die Welt gekommen und ging nebenbei in eine Sprachheilschule, um bei einer Logopädin so komische Übungen zu machen. Da wusste ich: Ich bin wohl wirklich ein spezieller Fall. Warum ich in einer Pflegefamilie wohnte, wusste ich nicht recht, und vom restlichen Geschehen habe ich eigentlich auch nichts mitbekommen. Meine Mutter hatte in der Zeit nochmals geheiratet. Doch sie kam nach wie vor nicht klar mit mir. Sie kam eigentlich von Anfang an nicht mit mir zurecht.

Die Pflegefamilie war die einzige Einrichtung, die mir wirklich gefallen hat, weil es einigermaßen familiär zu und her ging. Klar gab es dort auch Streit. Sanktionen. Aber es war persönlich. Ein Heim mit vierzig Kindern kann einfach nicht persönlich sein. Das wird irgendwann militärisch. Ich meine, vierzig Kinder, das musst du erst mal im Griff haben.

Nach zwei, drei Jahren kam ich ins Beobachtungsheim Brüschalde, zur weiteren Abklärung, erklärte man mir. Das Leitbild



Ehemaliges Heimkind Thomas Frick: «Mich hat nie ein Jugendamt gefragt: «Was ist mit dir los, warum machst du so einen Blödsinn?»»

Foto: Silvia Luckner

von dem Heim muss man gelesen haben. Aber dort ging es eigentlich noch. Warum ich nicht länger in der Pflegefamilie bleiben konnte, weiss ich nicht genau. Vermutlich wurde ich zu alt. Ich hatte damals lauter Flausen im Kopf, war immer aktiv, aber hyperaktiv war ich nie. Ich bekam dort auch kein Ritalin. Das bekam ich erst später. Jedes zweite Wochenende ging ich nach Hause zu meiner Mutter. Aber es gab immer Streit. Es ging einfach nicht. Es gab auch Wochenenden, von denen ich dachte: «Das war jetzt richtig lässig.» Aber nach Aussage des Heims fand meine Mutter es eine Katastrophe und sagte, es sei gar nicht gegangen. Dann durfte ich längere Zeit nicht mehr nach Hause. Meine Mutter erzählte mir, ich dürfe vom Heim aus nicht nach Hause. Das Heim erklärte, meine Mutter wolle das zurzeit nicht.

Nach dem Beobachtungsheim ging es weiter in die Wohnschule Freienstein. Dort fand ich es sehr steril. Wie in einem Massenlager. Der Alltag war derart durchstrukturiert, das es nichts Persönliches mehr gab. Ich machte damals Erfahrung mit einem Erzieher, der uns schlug. Ich machte bei der Polizei eine Anzeige mit Fotos. Die Polizei rief den Heimleiter an. Aber passiert ist gar nichts. Der Erzieher blieb. Dort riss ich völlig ab. Ich realisierte, wie völlig ausgeliefert und machtlos ich bin, und fing an, hardcore zu rebellieren. Ich wollte wissen, wie weit ich gehen kann. In der Zeit bekam ich auch Ritalin. Aber ich nahm es nie. Ehrenwort. In meiner Akte steht aber, wie gut ich mich mit Hilfe des Medikaments gebessert hätte.

Nach fünf Jahren bin ich aus der Wohnschule geflogen. Meine erste Frauengeschichte: Ein Mädchen kam neu ins Heim. Mit Brille und Zahnsperre. Nicht gerade die Coolste. Ideal zum Hänseln. Ich hatte mega Mitleid mit ihr und wusste, wie sich das anfühlt, auch wenn ich in der Schule mittlerweile ein gewisses Ansehen hatte, schon weil ich kein Blatt vor den Mund nahm. Verliebt war ich überhaupt nicht, das war ich in eine andere. Plötzlich erzählte das Mädchen, dass ich von ihr Sex gewollt hätte – gegen ihren Willen. Daraus wurde eine gröbere Story, worauf mich meine Mutter nach Hause holen musste. Auch sie traute mir alles zu. Sie traute mir alles zu. Das war eine der krassesten Erfahrungen für mich. Damals redete ich mit niemandem darüber. Heute finde ich es wichtig, offen zu erzählen. Irgendwann später hiess es, die Sache habe sich geklärt. Ich sei unschuldig. Trotzdem war ich rausgeflogen. Ich hatte nach fünf Jahren all meine Kollegen hinter mir gelassen und musste mich in ein neues Heim einleben. Später habe ich erfahren, dass das Mädchen vor seiner Heimzeit sexuell missbraucht worden sein soll.

Mit achtzehn ging ich meine Akten einsehen. Es gibt viele Sachen aus meiner Kindheit, an die ich mich nicht mehr so genau erinnern kann. An andere aber kann ich mich sehr genau erinnern. Was ich darüber las, fand ich eine Riesensauerei. Das stimmt so nicht. Vordergründig ist alles objektiv niedergeschrieben. Dabei ist es so aufgeschrieben, wie es eine Person aufgefasst hat. Und diese Person trägt somit alle Entscheidun-

gen. Mich hat nie ein Jugendamt direkt gefragt: «Was ist mit dir los, warum machst du so einen Blödsinn?» Es lief alles total unpersönlich ab.

Ich habe da viele Beispiele. Das extremste ist das mit einem Sozialpädagogen, der schnell die Geduld verlor und zuschlug. Ich war damals so 14 und einer, der sich immer gegen Ungechtigkeiten stellte. Sicher hatte ich ein gewisses Gewaltpotenzial, aber es hat sehr viel gebraucht. Ins Gesicht oder so nie. Ich habe mehr geschubst, die Kontrolle sicher verloren, aber nicht völlig. Einmal, nach einer Eskalation mit diesem Sozial-

pädagogen, kam ich in ein geschlossenes Zimmer – mit Holzbett, Panzerglas und einem Kübel fürs Geschäft. Nach zwei, drei Tagen kam jemand zu mir und fragte, ob ich mich beruhigt hätte. Danach hatte ich die Wahl zwischen einer geschlossenen Anstalt, wo ich mir meine Chance auf eine Lehrstelle definitiv hätte abschreiben können, und einem Jugendschiff. Man hatte mir zwei gröbere Massnah-

men aufgebrummt. Ich habe unter massivem Druck dem Jugendschiff zugestimmt. In meiner Akte liest sich die Geschichte so, als wäre ich freiwillig aufs Schiff gegangen. Mein Grossvater klagte damals wegen Kindsentführung und stellte massive Geldforderungen. Man hat über ihn gelacht. Aber ich war froh, dass sich jemand mit meiner Geschichte befasst und mir zuhört. In der Akte steht übrigens auch, ich sei grundlos auf den Erzieher los.

Diese Machtlosigkeit war einer der Gründe, warum ich mit zwanzig die Internetplattform EXTREMEFUN.CH gegründet habe. So ein Zimmer ist minderwertiger als ein Knast. Ich finde es eigenartig, dass ein Heim so ein Zimmer überhaupt haben darf. Ich habe es fotografiert, natürlich heimlich. Ich habe dem Heim gedroht: Entweder macht ihr das Zimmer dicht, oder ich veröffentliche die Fotos. Inzwischen soll es dieses Zimmer nicht mehr geben. Sollte ich herausfinden, dass das nicht stimmt, habe ich mit EXTREMEFUN.CH eine gut besuchte Plattform für die Veröffentlichung. Mir geht es nicht um einen Medienerfolg. Mir geht es um die Sache.

Mein Ziel war es, möglichst viele Leute zu erreichen, und ich war verblüfft: Jährlich besuchen uns 70 000 Leute. Manchmal hatte ich auch einfach Glück: ein Fernsehauftritt oder ein Zeitungsauftritt, das ist Werbung. Darum: Wenn sich jemand interessiert, nehme ich mir Zeit. Obwohl das auch immer ein Opfer ist, wenn man im Berufsleben steht wie ich.

Viele schreiben mich persönlich an. Die meisten sind in der gleichen oder ähnlichen Situation wie ich damals. Viele Eltern haben Angst, das Jugendamt einzuschalten, weil sie befürchten, dass ihnen gleich das Kind weggenommen wird. Es sind vor allem Frauen, die mir schreiben. Männer holen sich selten Ratschläge. Ich bin oft erstaunt, wie offen sie sind. Ich bin ein bisschen wie die «Dargebotene Hand». Einen Tipp gebe ich immer: «Gib den Leuten keinen Grund, negativ über dich zu denken. Sei sachlich und anständig, egal wie wütend sie dich machen. Wenn du ausflippt und auf den Tisch haust, dann hast du schon verloren.»

«Ich bin mit einer Hasenscharte auf die Welt gekommen. Ich wusste: Ich bin wohl ein spezieller Fall.»

«Meine Mutter traute mir alles zu. Das war eine der krassesten Erfahrungen.»

Der andere Grund, warum ich EXTREMEFUN.CH aufgebaut habe, war meine Begeisterung für Funsport. Im gleichen Heim mit dem Zimmer wurde mit Erlebnispädagogik gearbeitet. Das hat mir sehr gutgetan. Du kannst noch lange erklären, was Selbstbewusstsein oder Verantwortung ist – wenn du am Gleitschirm hängst, weisst du es innert einer Minute. Das fand ich enorm faszinierend. Ich hatte immer das Gefühl, ich sei nichts. Ein Störenfried. Asozial. Im Funsport kam ich aus mir heraus, hatte ich Begabung. Dieses Erlebnis möchten wir anderen Heimkindern weitervermitteln, indem wir Events anbieten. Etwas, was die Kinder anregt und was sie lässig finden. Das soll eigentlich bei EXTREMEFUN.CH im Vordergrund stehen. Ich konnte zum Beispiel einmal für ein Heim einen Gokart-Wettkampf organisieren. Das war für die Kinder etwas vom Lässigsten.

Davon zu leben, wäre ein Traum. Aber ich habe immer gewusst, dass das nicht realistisch ist. Dass ein Heim oder eine Behörde sagt: «Wir brauchen genau so einen wie dich, der die Sache kritisch anschaut», ist sehr unwahrscheinlich. Wir schreiben oft über Problematiken von Heimen und holen sie runter von ihrem Hochglanzprospekt. Es gibt nämlich viele Sachen, die es in einem Heim einfach nicht gibt. Zum Beispiel Familienleben, Liebe, Geborgenheit und nur schon beschränkte gesellschaftliche Erfahrungen zu sammeln. Das Heimleben wurde immer so dargestellt, als müsste ich davon begeistert sein. Wenn dir das Heim einen Schoggiriegel aufs Kissen legt, dann ist die Welt wieder in Ordnung. Sie war aber alles andere als in Ordnung. Oder die Sexualität: Als ich mit siebzehn aus dem Heim kam, dachte ich, Liebe sei Sex.

Heime sind nicht einfach ein Feindbild für mich. Es gibt gute Heime und auch gute Pädagogen. Ein ehemaliger Erzieher aus dem Jugendheim Sternen ist heute mein bester Kollege, mit dem ich viel unternehme. Er hat auch einen Master of Arts, ein schlauer Siech, sage ich jetzt mal. Er ist quasi ein bisschen mein Berater.

Aber es gibt auch schlechte Heime. Und schlechte Jugendamt-Mitarbeiter. Gegen die bin ich. Die schieben einfach die Verantwortung ab. Ich habe im Heim einen Neunjährigen mit Selbstmordgedanken miterlebt. Ein Neunjähriger, der sich sagt, meine Eltern wollen mich nicht mehr, ich werde abgeschoben. Dieses Gefühl kannte ich auch. Ich entwickelte ein immer extremeres Fehlverhalten. Mit sechs kam ich in die erste Einrichtung, und erst mit siebzehn habe ich den Rank gefunden. Das kann doch nicht sein. Den Neunjährigen haben sie damals in eine geschlossene Abteilung gesteckt. Das ist so ziemlich das Dummste, was man machen kann. Sie hätten ihn besser gefragt, was er wirklich braucht.

Nach der Massnahme Jugendschiff war ich nicht der Bravste. Ich musste erst wieder lernen, mit der Freiheit umzugehen. Ich kam zurück ins Jugendheim, konnte aber bald darauf extern wohnen. Zwei Dörfer weiter. Als ich eine Lehre als Sanitärinstallateur anfang, hatte ich brutal Mühe. Ich hatte einfach keinen Saft. Aber ich habe gekämpft. Zum Glück hatte ich einen Chef, der es mir verzieh, wenn ich mal krank war. Die Schule habe ich nie geschwänzt. Da war ich diszipliniert.

Als ich die Lehre anfang, wurde ich auch christlich. Ich hatte immer Mist gebaut, mich nie an etwas gehalten. Der Glaube hat mir einfach etwas gegeben. Auch mit dem Heim gingen wir ein paar Mal in die Kirche, zum Beispiel in die ICF, das ist eine Art Jugendkirche, die einen mit dem entsprechenden Programm die Kirche lässig erleben lassen kann. Ich wollte mal mit meiner jüngeren Schwester hin. Aber dazu kam es nicht. Als meine Mutter das erfuhr, hat sie den Gemeindepfarrer angerufen und nach Hause bestellt, damit meine Schwester von ihm zu hören bekommen sollte, dass die ICF eine Sekte sei und ich sie dort hereinziehen wolle. Aber der Pfarrer hat das nicht gemacht. Das letzte Mal war ich vor zwei Monaten in der ICF. Vorher ein halbes Jahr nicht mehr. Ganz schlimm. So quasi ein typischer Christ, der Christ wird, wenn es ihm schlecht geht. Ich habe im Frühling 2012 in der Landeskirche geheiratet.

Die Gaumenspalte hat mich bis zwanzig begleitet. Erst dann konnte sie richtig operiert werden. Als Kind sah man sie stark, und ich hatte grosse Minderwertigkeitskomplexe. Schulisch war ich auch schlecht, und als Heimkind hast du sowieso eine Zwei auf dem Rücken. Das merkte ich auch später: Eine Lehrstelle wurde mir verwehrt, weil ich im Heim aufgewachsen war. Wenn jemand im Heim aufwache, habe das seine Gründe, meinte der Chef. Lange arbeitete ich nach meiner Lehre nur temporär, weil ich mich nicht mehr bewerben wollte. Bis mein heutiger Chef nicht locker liess. Ich habe offengelegt, dass ich eine Scheissvergangenheit hatte – zum Teil selbstverschuldet, zum Teil nicht. Da erklärte er mir, dass ihn das alles nicht interessiere. Er wisse, wie

ich arbeite, und ob ich jetzt eine Festanstellung wolle oder nicht. Seither habe ich mich immer wieder weitergebildet. Jetzt bin ich Chefmonteur, habe mein eigenes Team und meine eigenen Projekte. Man könnte sagen, dass ich zum unteren Kader gehöre.

Meine Mutter sagt immer, sie habe mich nicht ins Heim schicken wollen, das sei ihr vom Jugendamt auferlegt worden. Aber unterschrieben hat sie. Ihre Aussagen und die Akten sind widersprüchlich. Vor fünf Jahren habe ich angefangen, über meine Geschichte ein Buch zu schreiben. Zwanzig Seiten habe ich geschafft. Mir hat der Durchhaltewille gefehlt. Dort stehen auch Erinnerungen, die ich schon wieder vergessen habe. ●

Das Buch «Kinderheim statt Kinderzimmer»: Der Text von Thomas Frick ist dem neu erschienenen Buch «Kinderheim statt Kinderzimmer – Neun Leben danach» entnommen. Barbara Tänzler hat neun erwachsene Männer und Frauen getroffen, die alle in Kinder- und Jugendheimen aufgewachsen sind und ihr erzählten, wie sie heute auf ihre Heimbiografie zurückblicken. Silvia Luckner hat die ehemaligen Heimkinder fotografiert. Ergänzt wird das Buch mit Beiträgen von Fachleuten. Unter anderem widmet sich ein Beitrag der Geschichte des Kinderschutzes im schweizerischen Recht. Das Buch «Kinderheim statt Kinderzimmer – Neun Leben danach» ist im Helden Verlag (www.helden.ch) erschienen, hat 144 Seiten und kostet 28 Franken.